Wer sagt zuerst „Bleib“?

Nicht jede Zusammenarbeit bedeutet eine gemeinsame Zukunft



Laura Bellini

Wer sagt zuerst „Bleib“?

Nicht jede Zusammenarbeit bedeutet eine gemeinsame Zukunft

Laura Bellini

ROMANS

ISBN: 9788384904244

ALL-IN Rafał Płonkowski



INHALTSVERZEICHNIS

INTRO 4
Kapitel 1 - Die Bedingungen der Zusammenarbeit 12
Kapitel 2 - Grenzen und eine gemeinsame Sprache 23
Kapitel 3 - Wenn der Plan nicht mehr ausreicht 38
Kapitel 4 - Jenseits des Randes 49
Kapitel 5 - Das Recht, Nein zu sagen 64
Kapitel 6 - Ein Augenblick, den ich nicht geplant hatte 76
Kapitel 7 - Der Morgen nach der Veränderung 90
Kapitel 8 - Die Welt außerhalb der Residenz 101
Kapitel 9 - Das Risiko einer gemeinsamen Entscheidung 115
Kapitel 10 - Alles, was sich nicht planen lässt 127
Kapitel 11 - Ein Morgen ohne Versprechen 140
Kapitel 12 - Eine Nachricht ohne meinen Namen 151
Kapitel 13 - Der Preis eigener Entscheidungen 161
Kapitel 14 - Die Wahrheit im Halbdunkel 172
Kapitel 15 - Alles, was du mir nicht gesagt hast 186
Kapitel 16 - Raum für Abstand 199
Kapitel 17 - Das Leben kann nicht warten 212
Kapitel 18 - Das Angebot auf dem Tisch 224
Kapitel 19 - Eine Entscheidung, die etwas kostet 239
Kapitel 20 - Wenn beide sich füreinander entscheiden 253

INTRO

Ich kam mit drei Koffern, einer Rolle voller Unterlagen und einem Plan ins Bieszczady-Gebirge, den ich für niemanden zu ändern beabsichtigte.

Zumindest redete ich mir das ein, während sich mein Wagen eine schmale, regennasse Straße hinaufschlängelte und jede weitere Kurve den Blick auf Hügel freigab, die immer weiter von der Zivilisation entfernt schienen. Der Regen hatte vor etwa fünfzehn Minuten aufgehört, doch von den Ästen tropfte noch immer Wasser. Nebel legte sich auf die Berghänge und zog langsam zwischen den dunklen Fichten hindurch. Irgendwo weiter unten musste ein Bach fließen. Ich konnte ihn nicht sehen, aber sein gleichmäßiges Rauschen hören.

Hinter der letzten Kurve tauchte die Residenz auf. Das alte, weitläufige Gebäude mit seiner Holzveranda, den hohen Fenstern und der steinernen Treppe wirkte, als hätte es schon lange niemandem mehr etwas beweisen müssen. Luxus im modernen Sinne strahlte es nicht aus. Dafür besaß es etwas, das den meisten Orten fehlte, an denen ich in letzter Zeit gearbeitet hatte: eine Stille, die nicht künstlich wirkte.

Ich parkte vor dem Eingang und blieb noch einen Moment sitzen.

Ich war für einige Wochen hierhergekommen, um an der Gestaltung eines Kunstbuches mitzuwirken. Ich sollte für die Illustrationen, ihre Komposition und die visuelle Erzählung verantwortlich sein. Meine Aufgabe bestand nicht darin, fremde Sätze hübsch zu dekorieren. Ich wollte, dass die Bilder eine eigene Stimme hatten, dass sie nicht bloß eine

elegante Kulisse für den Text bildeten. Ich hatte der Zusammenarbeit zugestimmt, weil mir das Thema des Projekts am Herzen lag, die Bedingungen mir meine Unabhängigkeit ließen und das Honorar mir endlich ein wenig finanziellen Spielraum verschaffte.

Allerdings hatte ich noch einen zweiten Plan.

Während meines Aufenthalts wollte ich den ersten Teil meines eigenen Portfolios fertigstellen. Seit Monaten schob ich dieses Vorhaben vor mir her und fand immer etwas, das dringender, lukrativer oder sofort beantwortet werden musste. Diesmal wollte ich meine Vormittage dafür reservieren. Ohne Telefonate, ohne Besprechungen, ohne die Korrektur fremder Ideen. Nur ich, Papier und die Bilder, die schon so lange in meinem Kopf auf den richtigen Augenblick warteten.

Die Abende sollten der Erholung gehören.

Das erschien mir wie eine vernünftige Vereinbarung.

Ich trug den ersten Koffer die Treppe hinauf und drückte die Klinke herunter. Drinnen roch es nach Holz, Kaffee und noch etwas anderem — vielleicht nach den alten Büchern, deren Rücken die Regale in der geräumigen Eingangshalle füllten. An den Wänden hingen Fotografien der Berge, und neben der Treppe stand ein kleiner Tisch mit einer Keramikvase. Hinter einer Tür auf der rechten Seite hörte ich Stimmen von Mitarbeitern, die den Speisesaal vorbereiteten.

Noch bevor ich an der Rezeption klopfen konnte, hörte ich hinter mir:

„Frau Aniela Żur?“

Ich drehte mich um. Eine Frau in einem dunkelblauen Pullover hielt ein Notizbuch unter dem Arm.

„Ja. Ich hoffe, ich bin nicht zu früh angekommen."

„Ganz und gar nicht. Ihr Zimmer ist bereits vorbereitet. Ihr Projektpartner ist schon vor dem Mittagessen eingetroffen."

Diese Bezeichnung gefiel mir nicht besonders. Projektpartner. Sie klang harmlos, konnte in der Praxis aber alles bedeuten — von jemandem, der vereinbarte Zuständigkeiten respektierte, bis hin zu einem Menschen, der glaubte, ein gemeinsames Projekt berechtige ihn dazu, die Arbeit anderer zu kontrollieren.

„Lesław Roj?", vergewisserte ich mich.

„Genau. Er ist gerade auf der Veranda. Ich glaube, er sieht sich die Unterlagen an."

Ich nickte und nahm den Schlüssel entgegen.

Ich hatte nicht vor, ihn sofort aufzusuchen. Zuerst wollte ich mir mein Zimmer ansehen, das Wichtigste auspacken und einen Platz finden, an dem ich in Ruhe arbeiten konnte. Ich hatte bereits genug Erfahrungen mit Menschen gemacht, die am ersten Tag von einer gemeinsamen Vision sprachen und am zweiten detaillierte Anmerkungen zu jedem einzelnen Element verschickten.

Mein Zimmer lag im Obergeschoss. Es war hell, hatte ein großes Fenster mit Blick auf den Garten und einen kleinen Schreibtisch an der Wand. Ich legte meinen Skizzenblock darauf, zog meinen Mantel aus und trat ans Fenster. In der Ferne konnte ich einen Teil der Veranda erkennen, auf der zwei Holzsessel standen.

Genau dort wollte ich später arbeiten.

Ich nahm meinen Skizzenblock und ging wieder nach unten. Ich hatte keine Lust, den ersten Abend in einem abgeschlossenen Zimmer zu verbringen. Die Luft nach dem

Regen war kühl, aber angenehm. Auf der Veranda herrschte Halbdunkel, und das sanfte Licht der Lampen verlieh dem Holz warme Farbtöne.

An einem der kleinen Tische saß ein Mann.

Vor ihm standen ein aufgeklappter Laptop, einige Ausdrucke und eine Tasse Kaffee. Er trug einen dunklen Pullover, dessen Ärmel er lässig hochgeschoben hatte. Er sah nicht aus wie jemand, der zum Entspannen hierhergekommen war. Eher wie ein Mensch, der unter allen Bedingungen arbeiten konnte, solange er Zugang zu Kaffee und einer stabilen Internetverbindung hatte.

Ich hob meinen Skizzenblock ein wenig an, um nicht zu stören, und ging auf den freien Sessel zu.

In diesem Moment erfasste der Wind eines der losen Blätter, das ich offenbar nicht ausreichend zwischen den Seiten gesichert hatte. Das Papier segelte über die Veranda und blieb neben dem Fuß des Mannes liegen.

Er hob es auf, bevor ich reagieren konnte.

„Ich glaube, das gehört Ihnen."

Ich trat näher und streckte die Hand aus.

„Danke."

Er gab mir das Blatt nicht sofort zurück. Stattdessen betrachtete er die Zeichnung, die ein altes Mietshaus zeigte, in dessen Fenstern sich das Licht der untergehenden Sonne spiegelte.

„Schön", sagte er.

„Das weiß ich."

Er hob den Blick. Für einen Augenblick wirkte er überrascht, dann lächelte er.

„Wenigstens müssen Sie keine falsche Bescheidenheit vortäuschen."

„Und Sie müssen keinen Kunstkritiker spielen. Es ist nur eine Skizze."

„Ich spiele nichts. Ich mag einfach Dinge, die nicht versuchen, etwas anderes zu sein, als sie sind."

Er reichte mir das Blatt.

Seine Stimme war ruhig und ein wenig tiefer, als ich erwartet hatte. Er sprach ohne Eile, als hätte er nicht das Bedürfnis, jede Stille mit Worten zu füllen. Mir fiel auch auf, dass er mich nicht auf eine Weise ansah, an die ich mich von manchen beruflichen Begegnungen gewöhnt hatte. Er musterte weder meine Kleidung noch suchte er nach einer Bestätigung seiner eigenen Stellung. Er hörte einfach zu.

Das war auf eine irritierende Weise angenehm.

„Sind Sie zum Arbeiten hierhergekommen?", fragte er.

„Ganz eindeutig. Obwohl ich hoffe, dass mich dieser Ort nicht davon ablenken wird."

„Die Bieszczady lenken selten ab. Menschen schon eher."

„Dann haben wir wohl ähnliche Erfahrungen gemacht."

Diesmal lächelte er deutlicher.

„Lesław Roj."

Sein Name kam mir bekannt vor. Eine Sekunde lang konnte ich ihn jedoch keinem Gesicht zuordnen, obwohl ich seit Wochen mit ihm Nachrichten über das Projekt austauschte. Ich kannte seine Anmerkungen, seine Korrekturen und die Art, wie er Kommentare formulierte. Ich wusste, dass er Literaturredakteur war. Nur sein Aussehen kannte ich nicht.

„Aniela Żur“, erwiderte ich.

„Ich weiß.“

„Das ist ein wenig beunruhigend.“

„Ich hoffe, nicht beunruhigender als Ihre Antwort auf meine Anmerkungen zur letzten Fassung der Materialien.“

Ich lehnte meinen Skizzenblock an den Tisch.

„Was diese Anmerkungen betrifft, bin ich immer noch der Meinung, dass einige davon den Charakter der Illustrationen nicht berücksichtigen.“

„Und ich bin immer noch der Meinung, dass der Leser die Möglichkeit haben sollte, in das Buch einzutauchen, statt es nur von außen zu bewundern.“

„Dann beginnen wir also mit unterschiedlichen Ansichten?“

„Sieht ganz so aus, als hätten wir dafür nicht einmal ein offizielles Treffen gebraucht.“

Ich antwortete nicht sofort. Genau davor hatte ich mich gefürchtet. Nicht vor unterschiedlichen Meinungen an sich, sondern davor, wie sie den gesamten Arbeitsprozess belasten konnten. Ich hatte nicht vor, die Kontrolle über meine Illustrationen abzugeben, nur weil jemand überzeugend über die Bedürfnisse der Leser sprechen konnte.

„Wir werden morgen alles besprechen“, sagte ich schließlich. „Heute möchte ich einfach nur die Ruhe genießen.“

„Das verstehe ich.“

Er klappte seinen Laptop zu und schob die Ausdrucke zur Seite, sodass auf dem Tisch Platz entstand.

Es war eine kleine Geste, aber ich bemerkte sie. Er versuchte nicht, mich mit einem weiteren Gespräch festzuhalten, fügte keine zusätzlichen Argumente hinzu und behandelte meinen Rückzug nicht als Einladung zu weiteren Verhandlungen.

„Dann wünsche ich Ihnen einen ruhigen Abend, Frau Aniela."

„Ihnen ebenfalls, Herr Lesław."

Ich war bereits einige Schritte gegangen, als mir mein Skizzenblock einfiel. Ich hatte ihn auf dem Sessel liegen lassen. Lesław bemerkte es, hob ihn auf und reichte ihn mir wortlos.

Unsere Finger berührten sich für einen kurzen Moment. Nichts Besonderes. Ein gewöhnlicher Zufall, dem man keine Bedeutung beimessen sollte.

Und doch konnte ich mich nach meiner Rückkehr ins Zimmer eine ganze Weile nicht auf meine eigenen Zeichnungen konzentrieren.

Durch das Fenster sah ich den Garten, der langsam im Dunkeln versank. Auf der Veranda brannte noch immer eine Lampe, und hinter der Glasscheibe bewegte sich Lesławs Silhouette. Er hatte sich wieder an die Arbeit gesetzt. Mir dagegen ging der Gedanke nicht aus dem Kopf, dass der Mann, mit dem ich die nächsten Wochen verbringen sollte, sich als wesentlich schwieriger einzuordnen erwiesen hatte, als seine Korrespondenz vermuten ließ.

Ich holte meinen Kalender aus der Tasche und schlug ihn bei der Seite auf, auf der ich meinen Aufenthalt sorgfältig geplant hatte. Vormittage für mich. Nachmittage für das Projekt. Abende ohne Verpflichtungen. Keine zusätzlichen Absprachen, keine unnötigen Kompromisse.

Mit dem Finger fuhr ich über die eingetragenen Stunden, als könnte ich mich dadurch vergewissern, dass sie immer noch mir gehörten.

Ich wusste noch nicht, ob Lesław ein guter Redakteur sein würde. Ich wusste nicht, ob er die Vision eines anderen respektieren konnte oder ob unsere beruflichen Differenzen sich als kreativ oder schlicht anstrengend erweisen würden. Was ich allerdings wusste, war, dass seine Anwesenheit bereits an diesem ersten Abend etwas an meinem sorgfältig vorbereiteten Plan verändert hatte.

Und zum ersten Mal seit Langem stellte ich mir eine Frage, die ich mir eigentlich gar nicht stellen wollte: Wenn sich morgen herausstellen sollte, dass er mehr war als nur ein schwieriger Projektpartner, würde ich dann in der Lage sein, ihm zu erlauben, noch ein kleines bisschen länger zu bleiben?

Kapitel 1 - Die Bedingungen der Zusammenarbeit

Am nächsten Morgen wachte ich früher auf, als ich geplant hatte. Draußen hing noch immer Nebel zwischen den Bäumen, und die nassen Äste bewegten sich leicht im Wind. Einige Minuten blieb ich reglos liegen und lauschte den Geräuschen der Residenz. Jemand rückte auf dem Flur einen Stuhl zurecht, irgendwo im Erdgeschoss fiel eine Tür ins Schloss, und kurz darauf ertönte das leise Summen einer Kaffeemaschine. Ein gewöhnlicher Morgen, der eigentlich ganz mir gehören sollte.

Ich griff nach meinem Skizzenblock. Auf der letzten Seite befand sich eine begonnene Komposition, an der ich noch vor meiner Anreise gearbeitet hatte. Sie zeigte das Innere eines leeren Zimmers, gesehen durch eine halb geöffnete Tür. Es war keine Person darin zu sehen, nur das Licht, das auf den Boden fiel, und der Schatten eines Vorhangs. Dieses Motiv wollte ich zu einer Illustrationsreihe für mein eigenes Portfolio weiterentwickeln. Einige Ideen hatte ich bereits, doch mir fehlte noch immer die Zeit, ihnen eine endgültige Form zu geben.

Ich zog mit dem Bleistift eine Linie entlang des Fensterrahmens. Schon nach wenigen Minuten hatte ich wieder das Gefühl, die Kontrolle über meinen eigenen Tag zurückzugewinnen.

Um neun Uhr hatte ich eine Besprechung mit Lesław und der Projektkoordinatorin. Bis dahin wollte ich die Skizze fertigstellen, frühstücken und mich auf das Gespräch vorbereiten. Schwierigkeiten erwartete ich keine. Schließlich wussten wir beide, worin unsere Aufgaben bestanden. Ich

war für die visuelle Gestaltung verantwortlich, er für den Text und die Redaktion. Ein gemeinsames Buch bedeutete nicht, dass wir jede einzelne Entscheidung gemeinsam treffen mussten.

Um neun Uhr fünf betrat ich den Bibliotheksraum.

Der Raum befand sich in einem Seitenflügel der Residenz. Die hohen Fenster gingen zum Garten hinaus, und an einer Wand stand ein langer Tisch mit mehreren Lampen. Darauf lagen ausgedruckte Textpassagen, Mappen und Papierproben. Lesław saß am Fenster. Er trug ein helles Hemd mit hochgekrempelten Ärmeln und eine dunkle Hose. Auf dem Bildschirm seines Laptops las er etwas, daneben stand ein Becher Kaffee.

Als ich hereinkam, hob er den Kopf.

„Guten Morgen."

„Guten Morgen. Ich sehe, Sie haben bereits die Hälfte des Tisches in Beschlag genommen."

„Nur den Teil, den die Unterlagen nicht belegt haben."

„Die Unterlagen brauchen doch nicht so viel Platz."

„Das kommt ganz auf die Unterlagen an."

Ich lächelte nicht, obwohl seine Antwort durchaus gelungen war. Ich legte meinen Skizzenblock am freien Ende des Tisches ab und zog meinen Mantel aus.

Kurz darauf kam Marta zu uns, die Koordinatorin der Residenz und Ansprechpartnerin des Verlags. Sie brachte drei Exemplare des Zeitplans und eine kleine Mappe mit Materialien zu dem Buchprojekt mit. Sie war etwa vierzig, hatte kurze Haare und eine Art zu sprechen, die keinen Zweifel daran ließ, dass sie Ordnung liebte.

„Schön, dass ihr da seid. Ich würde heute gern die wichtigsten organisatorischen Fragen klären. Ihr müsst nicht jede Illustration und jeden Satz endgültig entscheiden, aber wir brauchen ein gemeinsames Verständnis davon, was für ein Buch wir eigentlich machen wollen."

Ich setzte mich Lesław gegenüber.

Marta öffnete die Mappe und nahm das erste Blatt heraus. Oben stand der vorläufige Titel: „Dinge, die bleiben". Darunter befand sich eine Beschreibung der Publikation, die ich bereits aus den vorherigen Unterlagen kannte.

Das Buch sollte von Orten erzählen, die Spuren menschlicher Anwesenheit bewahren, selbst wenn ihre ursprüngliche Funktion längst verschwunden war. Von Häusern, Zimmern, Werkstätten, Bahnhöfen und Räumen, die den Besitzer oder ihre Bestimmung gewechselt hatten. Die Texte sollten persönliche Erinnerungen, Beobachtungen und kurze literarische Formen miteinander verbinden. Die Illustrationen sollten keine bestimmten Gebäude dokumentieren, sondern deren emotionale Bedeutung sichtbar machen.

Genau diese Idee hatte mich dazu bewogen, den Auftrag anzunehmen. Ich wollte kein weiteres Album mit hübschen Bildern gestalten. Mich interessierte, was in einem Menschen zurückblieb, nachdem er einen bestimmten Ort verlassen hatte. Manchmal war es die Erinnerung an eine Person, manchmal ein Geruch, manchmal ein Gegenstand, den niemand wegzuwerfen wagte.

„Ich schlage vor, dass wir mit der Struktur beginnen", sagte Lesław. „Wenn wir dreißig Texte haben, müssen wir festlegen, wie sie miteinander in Beziehung treten."

„Ich glaube nicht, dass alle miteinander in Beziehung treten müssen“, erwiderte ich. „Manche können durchaus für sich stehen.“

„Das können sie. Aber der Leser sollte das Gefühl haben, sich durch ein Buch zu bewegen und nicht einfach eine zufällige Sammlung von Materialien durchzublättern.“

„Nicht alle Geschichten brauchen dieselbe Richtung.“

„Das müssen sie auch nicht. Aber sie brauchen eine bewusste Reihenfolge.“

Er öffnete einen der Ausdrucke. Ich erkannte einen Ausschnitt über ein altes Haus, in dem über viele Jahre mehrere Generationen derselben Familie gelebt hatten. Der Autor beschrieb den Tisch, an dem man sich sonntags versammelt hatte, und ein Zimmer, das nach dem Tod der ältesten Bewohnerin niemand mehr benutzen wollte.

„Dieser Text sollte nicht direkt neben der Geschichte über einen stillgelegten Bahnhof stehen“, fuhr er fort. „Nicht, weil eine der beiden Geschichten schwächer oder stärker wäre. Sie erzählen einfach von unterschiedlichen Arten des Verlustes.“

„Oder vielleicht sollten sie gerade deshalb nebeneinanderstehen?“, fragte ich. „Die eine Geschichte handelt vom Verlust eines Ortes, die andere vom Verlust des Alltags. Der Leser kann selbst eine Verbindung zwischen ihnen herstellen.“

Lesław sah mich aufmerksamer an.

„Das ist interessant. Aber Sie können nicht davon ausgehen, dass jede Kombination funktioniert, nur weil Sie dazu eine visuelle Idee haben.“

„Das tue ich nicht. Genau deshalb möchte ich erst das Gesamtbild sehen, bevor ich über die Illustrationen entscheide."

„Und ich möchte Ihre Vorschläge für die Illustrationen sehen, bevor ich die Reihenfolge der Texte endgültig festlege."

Einen Augenblick lang sahen wir uns schweigend an.

Marta räusperte sich.

„Genau deshalb sitzen wir hier zusammen", sagte sie. „Ihr müsst euch nicht von der ersten Minute an einig sein. Ihr müsst einen Arbeitsablauf finden, in dem ihr die Kompetenzen des jeweils anderen nutzen könnt."

Ich legte die Hände auf den Tisch.

„Ich habe eine Bedingung. Ich möchte nicht, dass die Texte mir irgendwann vorschreiben, wie ich zu zeichnen habe. Wenn ich entscheide, dass eine Illustration abstrakt sein oder ganz ohne konkreten Gegenstand auskommen soll, möchte ich nicht anschließend hören, sie müsse genau das darstellen, was im Text beschrieben wird."

Lesław schob den Ausdruck ein Stück von sich weg.

„Ich habe nicht vor, bei Ihnen eine Illustration zu jedem einzelnen Absatz in Auftrag zu geben. Aber wenn ein Bild die Bedeutung einer Textpassage verändert, müssen wir darüber sprechen."

„Darüber sprechen können wir."

„Das ist nicht dasselbe, wie etwas erst im Nachhinein abzusegnen."

Mir fiel auf, dass er seine Stimme nicht erhob. Er versuchte auch nicht, Martas Anwesenheit auszunutzen, um seine Position durchzusetzen. Er sprach ruhig, gab aber

nicht nach. Das war auf eine gewisse Weise ärgerlich und gleichzeitig schwer zu ignorieren.

„Möchten Sie Einfluss auf die Illustrationen nehmen?“

„Ich möchte Einfluss auf das Buch haben, für dessen redaktionelle Gestaltung ich verantwortlich bin. Sie haben Einfluss auf die Bilder. Ich sehe keinen Grund, so zu tun, als würden diese beiden Bereiche niemals miteinander in Berührung kommen.“

„Und ich sehe keinen Grund, jede Meinungsverschiedenheit wie einen Fehler zu behandeln, der korrigiert werden muss.“

Marta schob uns den Zeitplan zu.

„Vielleicht sollten wir ein Verfahren festlegen. Zunächst erarbeitet jeder von euch unabhängig einen eigenen Vorschlag. Lesław entwickelt die Reihenfolge der Texte, Aniela präsentiert ihr visuelles Konzept. Anschließend findet eine gemeinsame Besprechung statt, bei der ihr entscheidet, welche Elemente überarbeitet werden müssen. Wir werden nichts ohne die Beteiligung von euch beiden freigeben.“

„Das klingt vernünftig“, sagte ich.

„Unter der Voraussetzung, dass die Besprechung nicht darin besteht, sich gegenseitig erst nach Abschluss der Arbeit Kommentare zu schicken“, ergänzte Lesław.

Ich sah ihn an.

„Sie haben eine außergewöhnliche Begabung dafür, einfache Vereinbarungen kompliziert zu machen.“

„Berufskrankheit.“

„Dann hoffe ich, dass sie nicht unheilbar ist.“

Diesmal lachte Marta. Lesław ebenfalls, wenn auch mit einem deutlich zurückhaltenderen Lächeln.

Wir wandten uns wieder dem Zeitplan zu. Wir legten die Termine für die ersten Vorschläge, die Anzahl der Besprechungen und die Art der Materialübermittlung fest. Meine Vormittage sollten von verpflichtenden Konsultationen freigehalten werden, außer wenn wir beide einer Änderung vorher ausdrücklich zustimmten. Die Nachmittage reservierten wir für die Arbeit an der gemeinsamen Publikation.

Diese Vereinbarung war mir wichtiger, als ich zugeben wollte. Ich war nicht in die Bieszczady gekommen, um meine eigenen Projekte erneut dem Kalender eines anderen unterzuordnen.

„Ich möchte außerdem nicht, dass wir gegenseitig unsere Materialien überarbeiten, ohne vorher darüber gesprochen zu haben“, sagte ich, während Marta die letzten Vereinbarungen notierte.

Lesław legte seinen Stift beiseite.

„Einverstanden, vorausgesetzt, wir betrachten nicht jeden Vorschlag als Einmischung in die Kompetenzen des anderen.“

„Ich kann versprechen, dass ich mir die Argumente anhören werde.“

„Das ist schon etwas.“

„Gewöhnen Sie sich nicht an zu schnelle Erfolge.“

Für einen kurzen Augenblick blieb sein Blick auf meinem Gesicht ruhen. Darin lag kein Triumph. Eher die Belustigung eines Mannes, der gerade festgestellt hatte, dass das

Gespräch schwieriger, aber wahrscheinlich interessanter werden würde, als er erwartet hatte.

Nach der Besprechung ging Marta hinaus, um einen Anruf entgegenzunehmen. Ich blieb mit Lesław am Tisch zurück und sortierte die Ausdrucke. Dabei nahm ich einige Seiten in die Hand, die neben seinem Laptop lagen.

„Sind das alle Texte?“, fragte ich.

„Die meisten. Für einige fehlt noch die Zustimmung der Autoren zu Kürzungen.“

„Und wissen Sie schon, welche davon am wichtigsten sind?“

„Nein. Ich weiß, welche auf den ersten Blick am stärksten wirken. Das ist nicht immer dasselbe.“

Das interessierte mich mehr, als es sollte.

„Warum?“

„Weil ein Text, der beim ersten Lesen den größten Eindruck hinterlässt, nicht unbedingt am längsten in einem Menschen nachwirkt. Manchmal steht der wichtigste Satz irgendwo in der Mitte und ist beinahe unscheinbar.“

Ich blätterte durch die Seiten. Eine davon enthielt die Beschreibung eines kleinen Zimmers, in dem jahrzehntelang eine Schneiderei betrieben worden war. Die Besitzerin wollte nicht ausziehen, obwohl das Gebäude zur Renovierung vorgesehen war. Der Autor erwähnte ihre Angewohnheit, die Schere immer an denselben Platz zu legen.

„Das ist gut“, sagte ich.

„Das finde ich auch.“

„Aber ich weiß nicht, ob ich das wörtlich illustrieren sollte.“

„Das sollten Sie nicht.“

Ich hob den Blick.

„Wirklich?“

„Wirklich. Wenn ich eine Schere auf einem Tisch sehen wollte, würde ich mir einen Katalog für Werkstattausstattung kaufen.“

Ich musste lachen, bevor ich mich zurückhalten konnte.

„Das ist das erste vernünftige Argument, das ich heute gehört habe.“

„Schreiben Sie es auf. Vielleicht brauchen Sie es noch einmal.“

Eine Weile sortierten wir die Unterlagen schweigend. Mir fiel auf, dass Lesław sie nicht nach Nummern ordnete, sondern nach kleinen Haftnotizen mit seinen eigenen Bemerkungen. Jede hatte eine andere Farbe, und auf manchen stand nur ein einziges Wort: „Rückkehr“, „Fehlen“, „Alltag“, „Zeuge“.

„Kennzeichnen Sie wirklich alles auf diese Weise?“, fragte ich.

„Nur die Dinge, die ich nicht verlieren möchte.“

„Und wenn Sie eine dieser Notizen verlieren?“

„Dann muss ich den Text noch einmal lesen.“

„Ihr System basiert also auf Ihrem Gedächtnis.“

„Und darauf, dass ich nicht in aller Eile irgendwelche Papiere wegwerfe.“

Ich betrachtete den Stapel vor ihm. In diesem geordneten Chaos lag etwas überraschend Persönliches. Er wirkte nicht wie jemand, der mechanisch arbeitete. Er bemerkte

Kleinigkeiten, ohne ständig demonstrativ darauf hinzuweisen.

„Zeichnen Sie eigentlich auch alles?“, fragte er.

„Nicht alles.“

„Schade.“

„Warum?“

„Ich würde gern sehen, wie eine Illustration Ihres Notizsystems aussehen würde.“

„Bitte sehr. Wahrscheinlich würde ich einen Menschen zeichnen, der versucht, das Chaos zu ordnen, statt einfach die Hälfte der Zettel wegzuwerfen.“

„Das wäre ein ziemlich schonungsloses Porträt.“

„Ich habe nicht versprochen, dass es schmeichelhaft wird.“

Er lächelte, und zum ersten Mal dachte ich, dass es vielleicht einfacher sein würde, mit ihm zu reden, als ich erwartet hatte. Das bedeutete noch lange nicht, dass wir gut zusammenarbeiten würden. Ein gutes Gespräch löste keine beruflichen Probleme, und gegenseitige Sympathie war kein Argument für die Komposition eines Buches.

Ich nahm meinen Skizzenblock und machte mich auf den Weg zum Ausgang.

„Aniela?“

Ich drehte mich um.

„Ja?“

„Ich weiß, dass wir unabhängige Vorschläge vereinbart haben. Aber ich würde morgen gern mit Ihnen über einen bestimmten Text sprechen. Über die Schneiderei. Ich habe

das Gefühl, dass wir daraus etwas entwickeln können, das wichtiger ist als nur ein einzelnes Kapitel."

„Schicken Sie mir bitte die Unterlagen."

„Das kann ich. Aber ich würde lieber zuerst hören, was Sie darin sehen."

Ich dachte kurz nach.

„Morgen Nachmittag. Vorausgesetzt, Sie versuchen nicht, für mich zu entscheiden, was ich zeichnen soll."

„Und wenn ich einen guten Vorschlag habe?"

„Dann dürfen Sie ihn vorbringen."

„Ein fairer Deal."

„Vorerst."

Ich verließ die Bibliothek mit dem Gefühl, dass das Treffen nicht genau so geendet hatte, wie ich es geplant hatte. Allerdings hatte ich nichts von dem verloren, was mir wichtig war. Meine Arbeitszeiten waren geschützt, unsere Rollen festgelegt und die Zuständigkeitsbereiche schriftlich festgehalten.

Trotzdem dachte ich auf dem Weg zurück zu meinem Zimmer nicht an den Zeitplan, sondern an einen einzigen Satz von Lesław. Er wollte zuerst hören, was ich sah.

Ich konnte mich nicht erinnern, dass einer meiner letzten Auftraggeber mir eine ähnliche Frage gestellt hatte.

Das reichte nicht aus, um jemandem zu vertrauen. Aber es reichte, um am nächsten Tag nicht darauf zu drängen, das Gespräch möglichst schnell zu beenden.

Kapitel 2 - Grenzen und eine gemeinsame Sprache

Am nächsten Tag widmete ich den Vormittag meinen eigenen Illustrationen. Ich schloss die Zimmertür, stellte mein Telefon lautlos und breitete mehrere Bögen Papier auf dem Schreibtisch aus. Ich wollte eine Reihe von Skizzen vorbereiten, bevor ich wieder anfing, über das Buch nachzudenken, an dem Lesław und ich arbeiteten. Nicht, weil mich das Projekt plötzlich weniger interessierte. Ich brauchte einfach die Erinnerung daran, dass mein Berufsleben nicht mit einem einzigen Auftrag begann und endete.

Gegen Mittag rief Marta an. Sie teilte mir mit, dass im Speisesaal eine Lieferung mit Papierproben auf mich wartete und wir nach dem Mittagessen einen kleinen Arbeitsraum im Erdgeschoss nutzen könnten. Dort sollte ein Bereich für unsere gemeinsamen Besprechungen eingerichtet werden.

Ich ging mit einer Mappe voller Skizzen nach unten. Lesław saß bereits am Tisch im Speisesaal. Vor ihm lag ein aufgeschlagenes Notizbuch, daneben stand ein Teller mit einem Sandwich, von dem er offenbar noch nicht viel gegessen hatte.

„Guten Tag“, sagte ich.

„Guten Tag. Wie war Ihr Vormittag?“

„Meiner.“

Er sah mich mit leicht amüsiertem Blick an.

„Verstanden. Ich werde nicht nach Einzelheiten fragen.“

„Das ist vernünftig.“

Er deutete auf den Stuhl gegenüber.

„Ich habe den Text über die Schneiderei mitgebracht. Ich dachte, wir könnten damit anfangen."

Ich setzte mich und holte meine eigenen Notizen hervor.

„Ich habe ihn gestern Abend gelesen. Mit dem vorgeschlagenen Schluss bin ich nicht überzeugt."

„Ich auch nicht."

„Das ist gut. Wenigstens müssen wir uns nicht über alles streiten."

„An diese Hoffnung würde ich mich nicht zu sehr klammern."

Er reichte mir den Ausdruck. Ich las die markierte Passage. Die Geschichte handelte von einer Frau, die mehr als dreißig Jahre lang eine kleine Schneiderei geführt hatte. Nachdem sie ihr Geschäft schließen musste, brachte sie einen Teil der Einrichtung in ihre Wohnung, kehrte aber nie wieder zu ihrer Arbeit zurück. Im Text wurde eine Nähmaschine erwähnt, die am Fenster gestanden hatte, ebenso wie die Spuren der Stuhlbeine auf dem Holzboden.

„Der Autor beendet die Geschichte mit einem Satz über den leeren Raum", sagte Lesław. „Meiner Meinung nach schließt er sie damit zu einfach ab."

„Weil der Leser eine fertige Schlussfolgerung bekommt?"

„Genau. Alles wird erklärt, bevor er überhaupt die Gelegenheit hat, sich selbst eine Frage zu stellen."

Ich fuhr mit dem Finger über den Ausdruck.

„Ich sehe das etwas anders. Ich möchte nicht die Schneiderei selbst zeichnen. Mich interessiert vielmehr der Augenblick, in dem jemand für einen Ort nicht mehr

gebraucht wird, an dem er die Hälfte seines Lebens verbracht hat.“

„Das ist stark.“

„Aber ich möchte aus dieser Frau kein Symbol machen. Sie war eine konkrete Person. Sie hatte ihre Gewohnheiten, ihre Kunden und wahrscheinlich auch Tage, an denen sie mit niemandem sprechen wollte.“

„Die Illustration sollte also den Alltag zeigen und nicht den Verlust?“

„Vielleicht eher seine Spuren. Zum Beispiel die kleinen Einschnitte auf der Arbeitsplatte. Oder das Licht an einer Wand, an der früher ein Spiegel hing. Ich möchte die Leere nicht als ein großes, dramatisches Ereignis darstellen.“

Lesław schwieg einen Moment. Dann nahm er seinen Stift und schrieb etwas an den Rand.

„Und der Text?“, fragte er.

„Er sollte früher enden. Bei dem Satz, dass die Frau die Schere noch immer an denselben Platz legte, obwohl sie keinen Tisch mehr hatte, auf dem sie sie benutzen konnte.“

Er hob den Kopf.

„Dieser Satz steht nicht in der aktuellen Schlussfassung.“

„Er steht in der Mitte. Man könnte ihn ans Ende verschieben.“

„Und den letzten Absatz streichen?“

„Ja.“

Er antwortete nicht sofort. Er las die Passage noch einmal und legte dann seinen Stift beiseite.

„Einverstanden.“

Mich überraschte, wie leicht ihm diese Antwort über die Lippen kam. In Gedanken hatte ich bereits mehrere Argumente vorbereitet, falls er beginnen sollte, das ursprüngliche Ende zu verteidigen.

„Ganz ohne Einwände?“

„Einen habe ich. Wir müssen den Autor fragen, ob er mit der Änderung der Absatzreihenfolge einverstanden ist.“

„Natürlich.“

„Ich möchte nicht, dass wir die Geschichte eines anderen verändern, nur weil wir eine bessere Komposition dafür gefunden haben.“

Ich sah ihn aufmerksamer an.

„Das ist fair.“

„Ich bemühe mich.“

In seiner Stimme lag keine falsche Bescheidenheit. Er stellte einfach eine Tatsache fest. Ich dachte, dass genau diese Haltung bei einigen meiner früheren Kooperationen gefehlt hatte. Ich brauchte niemanden, der mir in allem zustimmte. Ich brauchte jemanden, der seinen eigenen Ehrgeiz von der Verantwortung für die Arbeit anderer unterscheiden konnte.

Nach dem Mittagessen wechselten wir in den Arbeitsraum. Der Raum war klein, aber gut beleuchtet. An einer Wand standen Regale mit Papier, unter dem Fenster befand sich ein breiter Tisch. In der Mitte war Platz, um größere Bögen auszubreiten. In der Luft lag ein leichter Geruch nach Holz und Druckfarbe.

Ich breitete meine Skizzen aus. Lesław brachte die Textausdrucke sowie einige Vorschläge für die Kapitelstruktur mit. Wir begannen nicht damit, sämtliche

Materialien durchzugehen. Stattdessen beschlossen wir, drei Geschichten auszuwählen, die den Ton der gesamten Publikation bestimmen könnten.

Die erste handelte von der Schneiderei. Die zweite von einem kleinen Bahnhof, an dem seit Jahren keine Personenzüge mehr hielten. Die dritte erzählte von einer Wohnung, die mehrere Monate lang leer gestanden hatte, nachdem ihre Besitzer ins Ausland gezogen waren.

„Ich möchte nicht mit der stärksten Geschichte beginnen", sagte Lesław, während er die Texte durchblätterte. „Wenn die ersten Seiten zu schwer sind, findet der Leser vielleicht keinen Raum mehr für seine eigenen Erinnerungen."

„Und wenn wir mit etwas zu Neutralem anfangen, hat er keinen Grund, weiterzulesen."

„Wir brauchen also etwas, das eine Tür öffnet, aber nicht sofort verrät, was sich dahinter befindet."

„Das klingt ausnahmsweise nach einer Aufgabe für die Illustratorin."

„Ich nehme Ihnen Ihre Arbeit nicht weg."

„Noch nicht."

Er lächelte.

Wir begannen, die Blätter auf dem Tisch zu verteilen. Ich verschob sie, änderte ihre Reihenfolge und verglich einzelne Textpassagen mit meinen Skizzen. Lesław las manche Sätze laut vor und blieb gelegentlich an einem einzigen Wort hängen. Er tat das nicht theatralisch. Er las, als würde er überprüfen, ob der Rhythmus des Textes zu dem Bild passte, das in unserem Gespräch langsam Gestalt annahm.

Irgendwann bemerkte ich, dass er vor einer meiner Skizzen länger stehen blieb. Sie zeigte einen leeren Flur mit